

Kindfleisch.

Wiener Skizze von Eduard Böhl.

Vor wenigen Tagen starb in Wien ein Hamburger, Herr Dallmann, in der Blüthe der Mannesjahre eines jähen Todes. Mit Recht wird von ihm erzählt, daß er Wien überaus geliebt und stets da längere Zeit gelebt hat, wenn er zur Erholung von den Läden des tropischen Klimas aus Singapore nach Europa gekommen war. Dieser Hamburger Gast war ein reizender Mensch und luger Beobachter. Er kannte Wien mit seinen Eigentümlichkeiten fast besser als die Einheimischen. Noch nie ist mir ein Norddeutscher begegnet, der so zuvornert gewesen wäre. Nur, daß er die weichen Besessenen nicht liebt, und die ewige Raunerei nicht hatte. Ihm gefiel Alles über die Maßen in Wien, auch die Wienerinnen natürlich. Aber ganz inbrünstig verehrte er das Wiener Kindfleisch, in der Suppe gedämpft, wie man es dort mit Gemüse oder anderen Zutaten Tag für Tag zu essen pflegt. Und das Kindfleisch war es auch, das ihn gleich bei seinem ersten Besuche in Wien so sehr für die Wiener einnahm infolge eines kleinen, aber beachtenden Erlebnisses, das sich für ihn zufällig die Nationalpreis knüpfte. Ich will es genau so wiederzugeben trachten, wie es mir Herr Dallmann selbst erzählt hat; denn der Vorzug solcher Geschichten ist stets die wirklich erlebte Wahrheit.

Der prächtige Hamburger hatte schon damals, als er in Wien noch ein Fremder war, die berühmteste Kindfleischküche ausfindig gemacht. Gut ist ja das Kindfleisch fast überall in Wien, aber irgendwo muß es doch am besten sein, und das war es in einem Restaurant der inneren Stadt, das heute noch in diesem Punkte eifersüchtig auf seinen Ruf hält. Herr Dallmann war von dem ersten garnirten „Löffelspieß“, den er dort vorgesetzt erhielt, schlechthin hingerissen. Sein verwöhnter Hamburger Gaumen sagte ihm, daß dies die Krone aller Fleischspeisen sei. Als Mann, der eine gute Klinge führte, nahm er zwei Portionen dieser köstlichen Spezialität zu sich und kämpfte eben gegen weitere Regungen von Fraß und Völlerei, die ihn zu einer dritten Portion verführen wollten, als er am Nebentische eine grämliche Stimme sagen hörte:

„Das war heut wieder ein elender Brocken! Dem Heinrich werd' ich meine Meinung sagen!“

Es saßen dort zwei ältere Herren, typische Stammgäste, beide wie in einer Wolke von Unzufriedenheit thronend, aus der es im nächsten Augenblick blitzen und donnern mußte.

„Ich war auch nicht ganz zufrieden heut“, stimmte der Zweite zu; „dieser alte Gauner, der Heinrich, hat mir statt dem Anschnitt, der mir gebührt, das nächste Stück nach dem Anschnitt gebracht. Wahrscheinlich hat er den Anschnitt wieder an den Meistbietenden verjagt, diese Situationshane.“

„Da soll einem das Essen anschlagen, wenn man sich dabei immer so ärgern muß“, Inquirte der Erste weiter; „sind Sie nicht auch, daß es von Jahr zu Jahr schlechter und theurer wird in dem Beispiel?“

„Ja, es wechselt stark. Denken Sie nur: seit dem ersten dieses Monats wird Niemandlance nicht mehr „gemischt“ hergegeben; man muß Sauce und Erdäpfel separat zahlen! Unerschämte Ausbeutung, was?“

„Geh! Alles auf Rechnung der Mitgift. Der Wirth heirathet seine Tochter aus, von unserem Geld. Die ungemischte Niemandlance muß die Hochzeitsteife tragen... Ah, da ist ja der Heinrich! Sie, Heinrich, kommen Sie einmal her!“

Der betagte Oberkellner, wie ein Hofkuch anzusehen, eilte dienstfertig herbei und neigte seine würdevollen Badenbartspitzen gegen die beiden Gäste, während seine Luchsaugen immerfort durch das übliche Lokal schweiften, um die anderen Kellner im Gefühle ununterbrochener Anwesenheit zu halten.

„Zu dienen, Herr von L... was, das war heut wieder ein Fleischerl, auf der Zung' zerfloßen, was?“

„Sie hochstabler, daß Sie Ihnen nicht der Sünden sünden! Ein Brocken war's, ein ganz gewöhnlicher Brocken, nicht zum Essen...“

„Aber, Herr von L... ich seh' ja, daß Sie nicht ein Alzler übrig gelassen haben; es kann also...“

„Ah, da hört sich Alles auf! Hät' ich's vielleicht zahl'n und steh'n lassen sollen? Ich nägre mich, Mensch, nägre mich schlecht und recht wie ein Knechtstapleperd mit Sacken, die mir nicht schmeden... Ueberhaupt, wenn ich daran denk', was vor zehn Jahren noch für ein gutes Kindfleisch da war, und jetzt...“

„Belieben zu spazieren, Herr v. L... vielleicht mit dem letzten Jahr heut zuerst aufgehoben, unser Kindfleisch ist auf der Höhe...“

hatte, daß sich auch für ihn vielleicht durch ungerechtfertigtes Schimpfen ein noch besseres Stück Kindfleisch ergattern ließe, obgleich es kaum denkbar war, wie das schon Genossene übertriften werden könnte.

„Herr Oberkellner“, begann er in seinem norddeutschen Dialekt, „ich war vor zehn Jahren Mal hier, und da mundete mir das Kindfleisch besser als heute. Sagen Sie Mal, ist da nicht ein Rückgang zu verzeichnen?“

Der Oberkellner Heinrich warf einen strafenden Blick hinüber auf die beiden Stammgäste, deren Reden er die Schuld beimaß, daß sie ihm diesen unverständlichen Fremdling aufgesetzt hätten. Er erhielt aber, noch ehe er selbst antworten konnte, unerwarteten Beistand von ihnen, indem Herr L... ganz laut zu seinem Gefährten sagte:

„Sie haben mich doch vorhin recht verstanden, Herr von L...; ich meine, uns Wienern, die wir vom Kindfleisch etwas verstehen und denen das Beste grad' gut genug erscheint, kann es vorkommen, als ob es nicht mehr ganz so wunderbar gut wäre, wie früher. Für andere ist es aber noch immer ein herrliches Essen, und wenn zum Beispiel ein Preuß' in meiner Gegenwart was daran auszusagen hätt', so thät' ich ihm in aller Freundschaft raten: Mein lieber Preuß', geh'n Sie nach Preußen's Haus und lassen Sie Ihnen dort ein Stück abtragen, denn vom Wiener Kindfleisch verzieh'n Sie aber schon gar nix!“

Diese lokalpatriotische Wendung der Dinge verlegte den Hamburger in so unendliche Heiterkeit, daß es ihm am ganzen Körper schüttelte.

„Was lacht er denn so, der Preuß'?“ fragte grimmig der Sprecher am Tisch seinen Nachbar.

In seiner guten Laune nahm er Herr Dallmann den beiden eingefleischten Wienern nicht nur nicht trumm, daß sie ihn für einen Preußen gehalten hatten, sondern es gefiel ihm ihr kampfbereites Vorgehen gegen den Fremden, der es gewagt hatte, das Kindfleisch anzutasten, so sehr, daß er die Herren über seinen vorgehabten frommen Betrug aufklärte.

Darauf gab ein gutes Wort das andere, und zum Schluß schieden die beiden Wiener von ihm mit dem vertraulichen Zugeständniß:

„Wissen Sie, lieber Herr, mit Ihnen kann man ja vernünftig reden, es ist wirklich nicht mehr ganz so gut, doch Kindfleisch, wie vor zehn Jahren. Sie können das freilich nicht so spür'n, aber wir kennen halt jede Rüane“. Und wenn das so fortgeht, wird man bald sagen: „Wien war eine Kindfleischstadt!“

„König Luskid's“ Jugendliebe.

Jérôme Bonaparte, der König „Morgen wieder lustig“, dessen kurze westfälische Scheinheerrschaft sich in dem gewaltigen Napoleon-Drama fast wie eine düstere Episode im Stille Jacques Offenbach's ausnimmt, war von den Brüdern des großen Kaisers sicherlich der geistig unbedeutendste, der leichtsinnigste — und der liebenswürdigste. Dieser Fürst, dessen Kaffeler Hof während seiner lebensfähigen Regierung ein sehr wenig ehehauliches Schauspiel bot, gehörte zu denjenigen Charakteren, die ohne Frauengunst nicht leben können und denen Frauengunst sich auch in reichem Maße zuwenden. Während seines langen Lebens, das ihm noch gestattet, sich in dem Glanze des neu erkundenen zweiten Kaiserreiches als kaiserlicher Prinz und Marschall von Frankreich zu sonnen, hat er drei Mal das „Joch der Ehe“ auf sich genommen, aber jedesmal verstanden, es sich so leicht und bequem als möglich anzuweisen, — das erste Mal fogar, es schließlich ganz abzuschütteln.

Napoleon Bonaparte hatte schon als erster, auf Lebenszeit erwählter Konjul die thätigste Gewalt über Frankreich in Händen, der Augenblick, da er sich die Krone auf's Haupt setzen würde, stand nahe bevor, als Jérôme, der in der Marine diente und von den Engländern gezwungen worden war, mit seinem Schiffe an der Küste Amerikas eine Zuflucht zu suchen, die ehrgeizigen Zukunftspläne seines Bruders dadurch durchkreuzte, daß er sich am 24. Dezember 1808 in New York mit Miß Elisabeth Patterson, der Tochter eines reichen Handelsmannes und Planzers in Baltimore, vermählte. Der neuzehnjährige Gatte hatte weder die Einwilligung seiner Mutter und seines Bruders, noch die achtzehnjährige Gattin die Zustimmung ihres Vaters gesucht. Trotzdem fand die Heirat in aller Form statt, civiliter vor dem französischen Konsul, kirchlich durch den Abbe Carol, den obersten katholischen Bischof Amerikas. Die Ehe war demnach gesetzlich durchaus unanfechtbar. Aber Napoleon fragte auch in diesem Falle, da er sich in seiner Vorhaben, seine Familie mit den alten europäischen Dynastien zu verbinden, gestört sah, ebensowenig nach dem Gesetze, als er bei der Ehescheidung des Herzogs von Orléans, bei seiner Scheidung von Josephine und bei noch so mancher anderen Gelegenheit that. In dem er die mangelnde Großjährigkeit Jérômes zum Vorwand nahm, erklärte er dessen Ehe durch ein kaiserliches Decret für null und nichtig. Jérôme wurde mit einem Geschwader nach Algier geschickt, seine junge Frau, als sie in Ansteden am Landen wollte, am Ausfließen verhindert und gezwungen, sich nach London zu wenden, wo sie am 7. Juli 1808 einem Anaben das Leben gab. Ein Vierteljahrhundert hindurch fast hat Madame Elisabeth Patterson — auch der Name Bonaparte wurde ihr abgeprochen — einen hartnäckigen Kampf um ihr Recht geführt, und die Sympathieen

aller Feinde der Bonapartes, namentlich des englischen Publikums, standen dabei natürlich auf ihrer Seite. Man seierte sie als eine arme, verfolgte Dulderin. Aber auf diese Bezeichnung hatte sie wirklich keinen Anspruch, — das beweisen ihre an ihren Vater gerichteten Briefe, von denen jedoch eine deutsche Ausgabe im Buchhandel erschienen ist. (Briefe der Madame Jérôme Bonaparte, [Elisabeth Patterson.] Deutsch von Henry Pecl. Leipzig. Schmidt & Günther.)

Es ist kein sehr anziehendes Frauenbild, das uns aus diesen Briefen entgegentritt. Wir können es sogar dem jungen Jérôme, ohne seine feige Schwäche seinem Bruder gegenüber zu entschuldigen, bis zu einem gewissen Grade nachfühlen, daß er seiner eitel amerikanischen rücksichtslos und rein geschäftsmäßig ihre Ansprüche verfolgenden Ex-Gemahlin auf das behutsamste aus dem Wege ging und sich am wohlsten fühlte, wenn die Plutonen des Ozeans zwischen ihm und ihr lagen. Eine ehrgeizige Dame, — das ist in der That Elisabeth Patterson, — und wenn sie in dem hochmüthigen Tone eines Emporkömmlings von ihren Erfolgen an den kleinen Höfen Italiens erzählt und immer wieder erklärt, sie würde sich, seitdem sie die Frau des Bruders eines Kaisers gewesen, nie wieder unter den „Kramern“ von Baltimore wohl fühlen können, so erscheint sie als die Vorläuferin jener Spezies von jungen Yankee-Damen, die ihre Mitgift gegen einen hohen europäischen Adelstitel eintauschen und dann gar kein Gedächtniß mehr für den, oft nicht einmal immer sauberen Ursprung dieser Mitgift haben. Elisabeth selbst nennt den Ehrgeiz und die Liebe zum Gelde ihre Hauptlebensgeheimnisse, die letztere bildete sie später geradezu zur Virtuosität aus an die Stelle des Wortes „Ehrgeiz“ möchten wir aber „Eitelkeit“ setzen. Denn was sie anstrebt, ist nur möglichst vornehmer Umgang, ein Titel für sich und ihren Sohn. Die Zügelung des Kaisers, gegen eine Rente von 12,000 Dollars freiwillig auf ihre Rechte zu verzichten, lehnte sie ab und lehnte, als Jérôme's Heirat mit der Prinzessin Katharina von Württemberg ihr gezeigt hatte, daß auf eine Hilfe von seiner Seite nicht mehr zu rechnen sei, wieder nach der ihr so verhassten Krämerstadt Baltimore, zu ihrem Vater, einem tüchtigen und verständigen Geschäftsmann, zurück. Nachdem aber auf dem Schlachtfelde von Waterloo das napoleonische Reich in Trümmer gegangen war, hielt es sie nicht länger drüben. Mit ihrem zehnjährigen Sohne Jérôme, der eine auffallende Neugierde mit seinem Dute, dem entthronten Kaiser, hat, erscheint sie zum zweiten Male in Europa, und jetzt öffnen sich der „armen Dulderin, dem Opfer der Willkür des gestürzten Tyrannen“ die außerdem auch eine sehr hübsche, junge Frau war, alle Thüren. Ihr romantisches Schicksal erweist überall Interesse und auch die Geschwister ihres Ex-Gemahls sind voll Neugierde, dessen erste rechtmäßige Gattin und seinen Sohn zu sehen. Offenbar leidet sie nur der Wunsch, bei dem allgemeinen Zusammenbrüche der Napoleons wissenschafts etwas für sich und ihr Kind zu retten. Dabei empfindet sie es aber sehr angenehm, in den vornehmsten Häusern Zutritt zu haben, und sie wird nicht müde ihrem Vater die Fürstinnen und Gräfinnen aufzusäulen, die sie mit ihrer Freundschaft beehren, und sehr naiv und sehr weislich schreibt sie, es bliebe ihr nur zu wünschen übrig, daß ihre amerikanischen Freunde Jagen ihrer Triumphe sein könnten. Während der 15 Jahre, die sie nun, von einer vorübergehenden Unterbrechung abgesehen, in Europa zubrachte, hat sie dem armen „König Luskid“ durch ihre Präntationen gewiß mehr als einen Seufzer abgerungen. Sie versteht zwar, daß sie keinen Pfennig von ihm erhalte, dann aber entschließt sie sich das Gefährliche, daß er ihr jährlich für „Bo“ — das ist ihr Sohn — 1200 Dollars zahle. Und da Freund Jérôme Dollars nicht nur kein Geld, sondern auch ungeheure Schulden hatte, ist das eine ganz ansehnliche Summe. Als „Bo“ siebzehn Jahre alt wird, ist ihr schließlich Wunsch, seine Zukunft durch eine „Standesgemäße“ Heirat zu sichern. Der hübsche, wohlhergeogene Junge, dem seine vornehme Geburt nicht im Mindesten den Kopf verdirbt, hat sich das Herz seiner väterlichen Großmutter, der alten Madame Luskid, erobert, auch sein Vater nimmt ihn eine Zeit lang in seinem Saule auf, und die Familie Bonaparte ist ernsthaft bemüht, ihn gut zu versorgen. Er soll seine Cousine, Charlotte Bonaparte, heirathen, die Tochter Josephs, des ehemaligen Königs von Spanien, der als „Graf von Suwilters“ in Amerika lebt und der einzige reich gebliebene der Geschwister Napoleons ist. So fährt nach Amerika, um sich vorzubereiten, und seine Mutter ist, wie man sich denken kann, Feuer und Flamme für das Projekt. Woran es scheiterte? Das verrathen die Briefe nicht direkt. Es könnte wohl aber sein, daß die in der ihr eigenen energischen Weise von Madame Elisabeth vorgebrachten Forderungen in Bezug auf die Sicherstellung der Mitgift daran Schuld getragen hätten. Sie sagt eben alles vom rein geschäftlichen Standpunkte aus und sieht auch in der Ehe nur ein Geschäft. Man muß ihr ausgehen, daß sie aus diesen Ansichten wenigstens kein Hehl macht, — im Gegentheil: sie bekennt sich zu ihnen mit einer an Cynismus grenzenden Offenheit. „Ich thue alles aus Berechnung“, so schreibt sie einmal und charakterisirt sich damit vollständig richtig. Wenn sie sich dann aber wieder etwas darauf zu Gute thät, inmitten der lebenslustigen und ge-

nüßlichen Kreise, die sie aufgenommen haben, tugendhaft zu bleiben, so möchte ihr für diesen Ausspruch auch bei dieser Gelegenheit ins Gedächtniß zurückzurufen.

Während „Bo“ in America blieb, wo es dem verständigen Jünglinge viel besser gefiel als in Europa, fuhr Madame Elisabeth fort, von Rom, Genf und Florenz aus die Familie Bonaparte an ihre Erbsen und ihre Ansprüche zu erinnern, Ihre hauptsächlichste Hoffnung setzte sie auf den Tod der Mutter Jérômes, aber als Madame Luskid endlich starb, stellte sich heraus, daß sie ihren Entel nicht mit einem Frankent bedacht hatte. Die herbste Enttäuschung sollte ihr Ehrgeiz aber von dem erzählten, dem dieser Ehrgeiz in erster Linie galt, — von ihrem Sohne. Im Jahre 1829 vermählte sich dieser mit einem sehr reichen amerikanischen Mädchen, Miß Susan Maty Williams. Elisabeth's Jörn kannte, als sie dies erfuhr, keine Grenzen und kommt in ihren Briefen in einer so ungläublich rohen und lächerlichen Form zum Ausdruck, daß man manchmal glauben möchte, die Thatfache, daß sie einst den Bruder eines Kaisers zum Mann gehabt, habe ernstlichen Größenwahn in ihr erzeugt. Nun war ihre Mission in Europa allerdings beendet und sie sah sich genöthigt, nach Baltimore zurückzukehren. Da ihr Ehrgeiz unbefriedigt geblieben war, gewann ihre andere Hauptleidenschaft die Oberhand: die Liebe zum Gelde, die allmählich in regulären Geiz ausartete. Die „arme, gebrochene Dulderin“ überlebte ihren Gatten und ihren Sohn: sie starb erst 1879, 94 Jahre alt. Das zweite Kaiserreich, dessen Anfang und Ende sie sah, brachte ihr wenigstens den Trost, daß Napoleon III. ihr und ihren Nachkommen das Recht zur Führung des Namens Bonaparte anerkannte. Einer ihrer Entel, Jérôme Napoleon, trat sogar in das französische Heer ein, wurde im Krim-Krieg mit dem Orden der Ehrenlegion ausgezeichnet und stieg bis zum Obersten. Er hinterließ, als er 1893 starb, einen Sohn und eine Tochter, welche seit 1896 an den Grafen Raam Gottlob von Mollte-Haiffeld in Dänemark vermählt ist. Eine Verbindung zwischen den Familien Bonaparte und Mollte — fürwahr das Schicksal hat manchmal sonderbare Launen!

„König Luskid“ hatte schon 1835 seine zweite Frau, die württembergische Prinzessin Katharina, verloren, welche in Glück und Unglück treu zu ihm gehalten hatte. Später, 1853, schloß er eine dritte, morganatische Ehe mit einer Italienerin, der Wittwe des Marschalls Louis Bartolini. Erst 1860 setzte der Tod seinem lustigen Leben ein Ende. Davon, daß er sich in den fünfundsünfzig Jahren, die er getrennt von ihr zubrachte, nach seiner Jugendliebe Elisabeth Patterson zurückgekehrt habe, vermeldet die Geschichte nichts.

Brunnenkresse.

Novellette von Agnes Harber.

Eigentlich war doch die Anna Lise gerade aus England zurückgekehrt, wie sie hingegangen war. Fünf Jahre war sie nun drüben gewesen als Erzieherin, und zum Schluß hatte man sie sogar auf einer Reise nach Südbrabant mitgenommen. Aber anzusehen war es der Anna Lise nimmer. Als ihre Großeltern sie brauchten, weil das Alter mit harter Hand an die sonnigen Fenster des Pfarrhauses klopfte, war sie mit lachenden Augen zurückgekehrt, um ihnen ihre jungen Kräfte zur Stütze anzubieten, so lange sie sie brauchen konnten. Selbstständig war sie freilich. Die Waife hatte ihren Platz im Leben behauptet, wie ein Mann, pflegte sie zu sagen und den Kopf mit den blonden schweren Flechten zurückzumerken. Wenn da nun aber zwischen den Großmüttern und Fingerübungen und gar den lateinischen Notabeln für ein paar Jahre eine so frische Dase hingebender Liebe stehen sollte, so wollte Anna Lise diese Jahre ausnützen, wie ein Weib!

Der emeritierte Parrer und seine Frau hatten ihre Freude an der Entlein. Das Ausland ist ja immer eine gute Schule. Eine wahre Hochschule, wenn es lehrte, Eigenes und Fremdes mit klugem Blick abzumessen. Nur wenn ein überstudirt und nur noch das Ferne sehen kann, weil das Heimische zu nahe liegt, dann wird's traurig. Vielleicht hatte die Frau Parrer gefürchtet, die Anna Lise würde so eine Ueberstudirte werden, die sich die Strahlennamen der kleinen Stadt erst in's Englische übersetzen müßte, um sich zurechtzufinden. Aber darüber beruhigte sie gleich die erste Stunde. Das Mädchen verdrach sich kein Mal, plauderte lustig auf gut deutsch und hielt die Abendandacht mit den Großeltern, wie früher, als die Jüpe noch lang über den Rücken fielen. Da war auch der Großvater zufrieden. Der hatte so seine Bekanntschaft über das Sekretreissen jenseits des Kanals gehabt.

Nur eine Schwäche hatte Anna Lise mit heimgebracht. Ihre Vorliebe für alles Grüne, so weit es erbar war. Zum Lammbraten überredete sie die Großmutter mit einer grünen Minzsaure, und als die Alten zu dieser Neuerung bedenkliche Gesichter zogen, versicherte sie, es sei nur Nelminze, aber noch seien die Stiele ja weich. Wenn sie erst eine Gartenbekanntschaft angeknüpft hätte, so würde es sich schon machen, daß man ihr erlaube, ein wenig Minze zwischen das Gemüse zu säen. Dann würde die Sauce besser munden. Und seit der Schnee geschmolzen war, suchte sie

auf den Feldern beim Spazierengehen Feldsalat, die zierlichen Kapuzen, und machte sie zum Abendbrot so appetitlich zurecht und redete so schön über die verjüngende Kraft des Grünzeugs, daß die Alten ihr gläubten. Die Theelindchen der Pastoren aber blämen Berühmtheit. Denn neben den selbstgebadenen Anisbrotchen stand da jetzt immer ein Teller mit bünnen, dicht zusammengeklappten Butterbrotchen, die in zierliche Dreiecke geschnitten waren, so daß es gar nicht verlorste, noch abzugeben, die geheimnißvollen Pflanzen „mustard and cress“. Dieser einzige Anglicismus Anna Lises hatte sich in dem kleinen Ort eingebürgert. Sem und Kresse zog Anna Lise in Blumentöpfen an dem Fenster ihres Stübchens. Zuerst den Semfamen. Nach vier Tagen den Kressfamen dazwischen gestreut. Und wenn beides gemeinsam aufging und sich die feinen Spieren des Semf mit den zierlichen Rundblättern der Kresse in froher Gemeinschaft entfalten wollten, dann rief die Schere und den Ertrag des Semfes zwischen die Butterbrote gelegt! „Mustard and cress“ — nun, daß Jemand, der fünf Jahre in England war, wenigstens einen kleinen Spelen hat, das ist schließlich nicht verwunderlich!

Am nachsichtigsten gegen diesen Spelen war jedenfalls der Amtsnachfolger des alten Pfarrers, der Herr Prediger, wie man ihn allgemein nannte. Er war viel bei seinem Amtsbruder, denn er hatte sich noch nicht ganz an die Gemeinde gewöhnt, und hier fand er immer Rath und einen lebendigen Gedankenaustausch. Er mußte Anna Lises Ansicht über die leberthaltende und verjüngende Kraft aller salatarigen Pflanzen zustimmen, denn er sah Alles, was sie ihm rührte, die Frühlingsbutter mit Petersilie, Schnittlauch und Kerbel — u. Kerbel, der bisher unbeachtet an allen Feldrainen seine zartgefederten Blättchen entfaltet hatte, verschwendete sie geradezu — den Butterblumenfalsal und die Kapuzen. Die lustigen Augen des jungen Mädchens, in die doch leicht ein feuchter Schimmer trat, saßen oft mit Mühigung auf den Teller des ziemlich schäblichen, jungen Gefäßchens, und unvermerkt rückte sie ihm den Schinken näher oder die Sebeier. Denn er sah so aus, als hätten ihn die Jahre seiner Jugend nicht ganz freiwillig zum Vegetarier gemacht.

„Sie bestärken unser Töchterchen zu sehr, lieber Amtsbruder. Sie will die Zeiten des Paradieses wieder bringen, glaube ich. Aber wenn ich auch sonst dem alten Aham misstrau, sein Magen war sicher besser als der unsere.“

Der Prediger antwortete nicht viel darauf. Aber als Anna Lise bei einer Kerbelsuppe bedauerte, daß das Klima die Jucht von Kerbelrücken vererbe — da bedauerte er es auch, obgleich er sich von Kerbelrücken keine Vorstellung machen konnte.

Eines Tages ging Prediger Nodnagel vor der Stadt einen Feldweg entlang und überdachte die Predigt des folgenden Sonntages. Es war Spätherbst. Der Ader lag brach und über die Reste des Kartoffelkrautes zogen sich weiße Nebel. An den Zweigen der Birken hingen noch einige blaßgelbe Blättchen und an den schwarzen Ästen turnte schon das lustige Wintervolk der Meisen. Eine milde Sonne goß ihre milde Klarheit über das Ganze, und dies gemahnte den jungen Prediger unwillkürlich an die alten Pfarrereuleute — und an ihre Entlein.

Da sah er eine weibliche Gestalt vor sich hergehen, der er sich aber schnell näherte, denn immer wieder blieb sie stehen, bückte sich, pflückte etwas, wie ihm schien, mitten aus dem Graben, der hier nach dem Herbstregen das Gefälle eines Bachs hatte, und ging dann weiter. Er erkannte an den in der Sonne leuchtenden Haaren beim Wäherkommen Anna Lise. Aber in dem Graben entdeckte seine kurzschäftigen Augen nur grüne Wasserpflanzen.

Gerade von denen aber trug sie einen großen Strauß in der Hand, und als er sie begrüßte hatte, sagte sie strahlend: „Die erste Wassertresse, die ich in Deutschland finde! Das gibt einen guten Salat heute Abend!“

Sie gingen neben einander hin in der Sonne. Die Meisen zwischerten in den Birken, und Anna Lise, einmal in's Plaudern gekommen, erzählte davon, wie sie in England mit ihrer Schülerin die Kresse zum Salat aus den Wädhern geholt hatte, denn man müsse sich auf den verlassen können, von dem man Brunnenkresse kauft. „Die in den dumpfigen Niederungen wüchse, wäre gefährlich und könne Typhus erzeugen.“

„In welcher Gegend von England waren Sie, Fräulein Anna Lise?“

„Ja. Meine Pflichten waren mir lieb. Aber es war doch das Brod der Fremde.“

Ein Holzgitter sperrte ihren Weg. Anna Lise wollte noch weiter, um von hier den Fahrweg zu gewinnen, da sie in der Vorhand eine Bestellung zu machen hatte. Er mußte umkehren.

„Kein Stein“, sagte sie lächelnd, auf die Holzschranke deutend, „und wie die Herren in Surrey werden Sie mir nun die Hand reichen müssen, damit ich hinüberkomme, denn die bequemen Trittbretter fehlen.“

Aber als sie geschickt die andere Seite gewonnen hatte, war sie heißer im Gesicht, als es die kleine Anstrengung verlangte, und am Abend erklärte sie, die deutsche Brunnenkresse taugte nichts, sie sei großblättrig und hart, und sie pflückte sicher keine mehr. Ganz naßte Füße hätte sie sich am Graben geholt und Kopfschmerzen dazu.

Dem Prediger fiel in den Tagen ein Katalog einer Erfurter Samenhandlung in die Hände. Und wie er den blätterte, sah er, daß man dort Brunnenkresse haben könne. Sie sah sogar sehr billig zu sein. Er hatte freilich keinen rechten Begriff von dem, was Delikatessen kosten. In seinen Augen waren Anna Lises kleine Liebhabereien Delikatessen, schon weil sie ihm fremd waren, und nach längerem Zögern stellte er für fünf Mark Brunnenkresse. Sie sollte sehen, daß die in Deutschland ebenso gut wäre, wie drüben. Denn seit Anna Lise Surrey so gepriesen hatte, hatte er eine Abneigung gegen Hügelbäckereien, in denen jungen Herren jungen Damen über Trittbretter helfen mußten. Er war zu Thaten aufgeschwollen, und diese Sendung Brunnenkresse entlud gewissermaßen nur stark angesammelte Elektricität.

Anna Lise wohr erstant den großen Spantord, den der Postbote eben für sie abgegeben hatte. Er war ziemlich leicht. Und als sie die Schnüre löste und den Deckel abhob — lasten ihr unangenehme, fettglänzende Bunde Brunnenkresse entgegen. Sie griff nach dem Postabschnitt. „Im Auftrag von Herrn Prediger Nodnagel.“ Ein warmes Leuchten kam in ihre Augen, um dann einer mit Mühigung gemachten Verlegenheit zu weichen. Denn — der Spantord enthielt 180 Bund Kresse!

Die alten Pfarrereuleute hatten bisher von allen Gütern dieses Lebens nur ein recht bescheidenes Theil erhalten. Es war ihnen daher eigentlich nicht zu verdenken, daß sie ganz erschüttert vor diesem Segen standen. Selbst Anna Lise erklärte, mit diesem Grünzeuge beim besten Willen nicht fertig zu werden. Mit diesem Kressevorrath hätte das ganze Städtchen seine Salatsprüche, die ohnehin nicht groß waren, reichlich befriedigt. Aber theilen ging nicht einmal an. Damit hätte man die Ungeglichkeit des Spenders bekannt gemacht, und das wollte Niemand, die Empfängerin am wenigsten.

„Lieber Amtsbruder, es nützt nichts, Sie müssen helfen, diesen Vorrath zu vertilgen“, sagte der alte Herr. „Ich hätte Sie nie für einen Verschwendner gehalten, und vor dem Kresseberg kamen mir doch gewisse Vorstellungen von Kleefeldern und den Thieren, die auf ihnen zu weiden pflegen. Anna Lieschen verbringt jetzt einen Theil des Tages damit, den Segen zu begießen. Aber aus Raumangel in unserer Speisekammer, die auf solche Wunder nicht eingerichtet ist, müssen wir die Vernichtung beschleunigen.“

Als Nodnagel am Abend kam, sah er erpant auf den Tisch. Eine dicke Gruelonde von Kresse umgab ihn. Ein feines Kränzchen lag auch um jeden Teller. Die Eier, die Wurst, alles war in Grün getbettet. Am Hentel der Theekanne hing ein grüner Strauß, und auch die Hängelampe hatte einige Verzierungen erhalten. Nein, so schlimm hatte er sich die Sache nicht gedacht. Daß Kresse so billig sein könne, war ihm gar nicht eingefallen. Da behauptete man nun, ein Haushalt erfordere heutzutage große Mittel! Als ob diese Kresse nicht geradezu der Segeneweis sei! Acht Tage hätte man ja davon leben können. Und Anna Lise ah all dies Grünzeug so gerne!

Heute zitterten ihre Hände freilich ein wenig, als sie Essig und Del in die Salatlösche goß, und mit dem Salz ging sie auch nicht geschickt um. Einige Äderer fielen daneben. „Das gibt heut noch Thränen“, sagte die Großmutter, die im täglichen Leben abergläubisch war. Und ihr Eheherr drohte mit dem Finger.

Für das Tischgespräch sorgten die Alten. Die Jungen waren merkwürdig still. Als man aufstand und Anna Lise dem Großvater die lange Pfeife reichte, sah er, daß sie an das Noth ein grünes Straußchen gebunden hatte.

„Als ob ich ein Hochzeittücher wäre“, sagte er ausgeräumt. „All das Grün erinnert an Wäthren.“

Da fiel es dem Prediger plötzlich ein, daß er mit seinem Amtsbruder noch eine Privatfacke zu besprechen habe. Und dann gab es wirklich noch Thränen — die Thränen einer glücklichen Braut. Die junge Frau Prediger nahm die Töpfe mit „mustard and cress“, und die Leibeskräfte für Salate und grüne Saucen mit in ihr neues Heim, vergaß aber im Lauf der Zeit ganz, daß sie sich diesen kleinen Spelen im grünen Surrey geholt hatte. „Mein Mann hat mir das angewöhnt“, pflegte sie zu sagen. „Einbundertundachtzig Bund Brunnenkresse waren sein Brautgeschenk.“